

„Erinnerungsdiskurse sind nie abgeschlossen“

Mirjam Zadoff über Erinnerungskultur, Bilderstürme und die Frage, was wir tatsächlich aus der Geschichte lernen können.

Frau Zadoff, Sie sind Historikerin, haben an der LMU München und in den USA gelehrt, bevor Sie 2018 als Direktorin des NS-Dokumentationszentrums nach München zurückkehrten. Wieso haben Sie von der Wissenschaft ins Ausstellungsfach gewechselt?

Die Entscheidung war beeinflusst von der eindrücklichen Erfahrung der Wahl Donald Trumps zum US-Präsidenten. Mir wurde klar, wie stark ich noch mit der kulturellen und politischen Welt in Europa verbunden war. In den USA fand ich es extrem schwierig, mich als Expertin zu Wort zu melden, ohne das System bis in die Tiefen zu kennen. Mir stellte sich die Frage, wo und für welches Publikum ich mich kultur- und wissenschaftspolitisch einmischen will. Gleichzeitig wünschte ich mir eine stärkere Vernetzung zwischen den Bereichen Kultur, Kulturpolitik und Wissenschaft. Das Dokumentationszentrum stellt da eine eigentlich ungewöhnliche Plattform dar: Es ist kein klassisches Museum, sondern ein Ort für museale Kultur und museale Vermittlung

und zugleich ein Ort der Wissenschaft. Das war für mich eine besonders reizvolle Herausforderung.

Waren Sie bei Ihrer Rückkehr schockiert über den Vormarsch der Rechtspopulisten?

Da ich in den USA auch deutsche Zeitungen gelesen hatte, wusste ich schon, wohin ich zurückkehre. Während meiner ersten Woche im Dokuzentrum äußerte Alexander Gauland (damals AfD-Vorsitzender; Anm. d. Red.), der Nationalsozialismus sei ein „Vogelschiss der deutschen Geschichte“. Das hat mir gezeigt, in welcher schwierigen Situation wir mit unserem Haus sind: Wir müssen damit umgehen, dass die NS-Geschichte in die Ferne rückt, und gleichzeitig wird Geschichte permanent instrumentalisiert. Darauf müssen wir reagieren, das erwarten unsere Besucherinnen und Besucher von uns.

Hat die erstarkte parlamentarische Rechte Einfluss auf Ihre Arbeit?

Natürlich. Es werden einerseits ständig historische Bezüge für eine politische

Agenda genutzt und andererseits historische Vergleiche angestellt: Erleben wir das neue 1933? Sind wir wieder in den 1920er Jahren? Geschichte ist ein System und eine Möglichkeit, sich zu orientieren. Wir müssen diesen Prozess begleiten und immer wieder darauf hinweisen, wo Vergleiche Sinn machen, wo sie nicht funktionieren oder schlicht falsch sind.

Wir spüren auch als Einrichtung, wie sich der Diskurs verändert, dass bestimmte Dinge wieder sagbar sind. Gleichzeitig stehen Fragen im Raum wie: Was darf man sagen? Worüber darf man arbeiten? Wann kommt eine Einschränkung? Aktuell sehen wir, wie fragil der Umgang mit Erinnerungen ist und wie stark er von der jeweiligen Gesellschaft und der politischen Situation abhängt. Wir sind ja davon ausgegangen, dass wir unter ein bestimmtes erinnerungspolitisches Level nicht mehr zurückfallen würden. Gefühlt leben wir schon sehr lange mit diesen produktiven Erinnerungsdiskursen, aber noch 1998 sprach Martin Walser von der „Moralkeule Auschwitz“.



Spürt, wie sich der Diskurs in Deutschland verändert: Mirjam Zadoff, Leiterin des NS-Dokumentationszentrums in München.

Der Nationalsozialismus rückt für junge Leute zeitlich in weite Ferne. Wie schaffen Sie es, dass diese Zielgruppe freiwillig in Ihr Haus kommt?

Freiwillig ist das Stichwort. Wir versuchen, Schulklassen in längerfristige Projekte einzubinden. Auch wollen wir von Rundgangformaten weggehen, hin zu Gesprächen und Diskussionen. Wir sehen die jungen Leute selbst als Expertinnen und Experten, von denen wir lernen können. Wir versuchen das auch mit unseren Veranstaltungen: Wenn es um Antisemitismus und Rassismus in der Popkultur geht oder um Graphic Novels, haben wir ein ganz anderes Publikum im Haus.

Haben Jugendliche einen anderen Zugang zum Thema, wenn sie selbst eine migran-tische Geschichte haben?

Man kann nicht davon ausgehen, dass sich Schülerinnen und Schüler, deren Familien schon während des Nationalsozialismus in Deutschland gelebt haben, sofort in der Verantwortung sehen. Eine Studie zeigte 2019, dass viele junge Deutsche davon ausgehen, dass ihre Vorfahren im Widerstand waren – damit kann man sich deutlich besser identifizieren. Postmigrantische Schülerinnen und Schüler, auch Geflüchtete, haben manchmal eine größere Nähe zu den Themen unserer Dauerausstellung: Oft haben sie selbst Krieg, Flucht, Gewalt erlebt – für sie ist Demokratie keine Selbstverständlichkeit, sondern der Ausnahmefall. Da sind das Verständnis und die Bereitschaft, sich auf die Ausstellung einzulassen, manchmal sogar größer.

Seit Kurzem ist der Eintritt in das NS-Dokuzentrum frei – was gab den Ausschlag für diese Entscheidung?

Wir finden, dass es keine Schwellen geben sollte – denn die gibt es bei unserem Haus ohnehin: Wir sind im schicken, teuren Zentrum Münchens, die Architektur ist beeindruckend und das Thema für viele abschreckend. Wir wünschen uns, dass die Münchnerinnen und Münchner das Haus als produktiven, kommunikativen Raum in ihre Stadt integrieren.

Wenn es um Zeitzeuginnen und Zeitzeugen geht, ist die Zeit selbst ein wichtiger Faktor. Was bedeutet das für Ihre Arbeit?
Max Mannheimer, nach dem der Vorplatz hier benannt ist, war jemand, der

sich jahrzehntelang mit unglaublich viel Kraft, Engagement und Charisma auf unzählige Schulklassen eingelassen hat. Für viele sind solche Begegnungen zentrale Momente, in denen Geschichte lebendig wird. Diese authentische Verbindung wird gekappt, wenn die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen nicht mehr da sind. Bisher haben wir noch keine überzeugende Antwort, wie wir damit umgehen. Zahlreiche Versuche, etwa die Hologramme, zeugen eher von einer gewis-

„Das ist in Deutschland manchmal der Wunsch an Erinnerungskultur: dass sie vor rechten Entwicklungen schützt.“

sen Hilflosigkeit und dem Wunsch, etwas festzuhalten. Das Thema wird für Deutschland aber auch in anderer Hinsicht wichtig: Wenn keine Zeugen mehr da sind, gibt es deutlich mehr Möglichkeiten, Dinge in Frage zu stellen, von Fake News oder Fake History zu sprechen.

Welchen Unterschied macht es für die Geschichte, auf welchen Quellen ihre Erzählung basiert?

Zum Glück hat sich in den Geschichtswissenschaften sehr viel getan, die Autorität der sogenannten Täterquellen wurde massiv in Frage gestellt, und sogenannte „Opferquellen“ sind anerkannter als noch vor etlichen Jahren. Ich finde es aber höchst problematisch, wenn Verfolgte nur als Opfer dargestellt werden. Moshe Zimmermanns Buchtitel „Deutsche

gegen Deutsche“ bringt es auf den Punkt: Damals wandte sich nicht die deutsche Bevölkerung gegen Juden, gegen Roma und Sinti, gegen Homosexuelle. Das war ein Bruch innerhalb der deutschen Gesellschaft: Es waren deutsche Juden, deutsche Roma und Sinti, deutsche Homosexuelle. Dieses Auseinanderbrechen der Gesellschaft zu erzählen finde ich unglaublich wichtig.

International wird gerade hitzig diskutiert über den Umgang mit Täterorten und Denkmälern, die Verbrechern der Kolonialzeit gewidmet sind. Wie ist Ihre Meinung dazu?

Zunächst ist der öffentliche Diskurs wichtig, auch in München. Die Musikhochschule (1937–1945 „Führerbau“ der NSDAP; Anm. d. Red.) wird bald renoviert; vor unserem Haus befinden sich die Reste der sogenannten „Ehrentempel der NSDAP“ im kontrollierten Verfall. Und der Königsplatz wurde nach Kriegsende wieder in den Zustand des „Isar-Athens“ von Ludwig I. versetzt. Architektonisch wurde damit die NS-Geschichte des Ortes komplett verdrängt. Deshalb ist es wichtig, dass es öffentliche Diskussionen gibt und dass reflektiert wird, was sich an historischen Orten ereignet hat. Ruth Klüger sagte einmal, dass die Orte ohne die Menschen so wenig ausmachen. Viele Denkmäler, die jetzt gestürmt werden, wurden lange Zeit ignoriert, und plötzlich ist im öffentlichen Bewusstsein, welche Geschichte daran haftet. Aber man muss sich die Frage stellen: Ist es sinnvoll, alle Denkmäler zu demontieren? Wenn sie weg sind, sind sie weg. Bringt man sie nicht besser in Museen und erzählt dort ihre Geschichte? Man muss den Kontext und die Geschichte thematisieren, davon hängt alles ab. In Deutschland sind wir dabei relativ weit und reflektiert – auch wenn wir über viele höchst problematische Kriegerdenkmäler, Straßen- und Kasernennamen noch sprechen müssen. In den USA ist mir immer wieder aufgefallen, dass gerade der öffentliche Diskurs über Sklaverei und strukturellen Rassismus sehr lange nicht geführt wurde. Das National Museum of African American History and Culture wurde erst 2016 eröffnet. Auch in Deutschland haben wir da dringenden Nachholbedarf. Erinnerungsdiskurse sind nie abgeschlossen.

Es kommen immer wieder neue Generationen, neue Probleme, neue politische Entwicklungen, und damit müssen wir umgehen.

Kann man Rückschlüsse aus der Erinnerungskultur auf aktuelle gesellschaftliche Tendenzen ziehen?

Schön wäre es. Ich glaube, das ist in Deutschland manchmal der Wunsch an die Erinnerungskultur: dass sie die Gesellschaft vor rechten Entwicklungen schützt. Wenn Menschen nur rechtzeitig Gedenkstätten und Lernorte besuchen, seien sie immun gegen rechtsextreme Tendenzen. Dass das leider nicht stimmt, erleben wir gerade in Deutschland. In Ungarn und Polen schreiben sich diese rechtsextremen Tendenzen nun auch in die Geschichtsbilder ein. Museen bekommen neue Direktorinnen und Direktoren, werden inhaltlich neu bespielt, erzählen nationalistische Geschichte. Man stellt sich die Frage, warum eine nationalistische, antisemitische, rassistische Geschichtsschreibung plötzlich so wichtig für das eigene Selbstverständnis ist. Daran sieht man, wie zentral das Thema Erinnerung ist.

Samuel Salzborn nennt den Glauben an eine tatsächliche Aufarbeitung der NS-Vergangenheit „nicht weniger als die größte Lüge der Bundesrepublik“. Mit Blick auf die jüngsten Anschläge: Müssen wir uns nicht fragen, ob wir wirklich aus der Geschichte gelernt haben?

Meiner Meinung nach ist Samuel Salzborns Urteil sehr streng, zu streng. Er spricht aber einen wichtigen Punkt an. Wir können definitiv nicht sagen, wir haben eins zu eins aus der Geschichte gelernt. Es hat lange gedauert, und es war ein sehr ambivalenter Prozess. Nun müssen wir analysieren: Was haben wir richtig oder falsch gemacht? Wie sehen wir uns als Gesellschaft? Erst seit Kurzem nimmt sich Deutschland als Einwanderungsland wahr. Das hat viel damit zu tun, in welcher Weise der Nationalsozialismus lange bearbeitet wurde. Wir haben es etwa versäumt, die Vielfalt der deutschen Kultur im 19. und 20. Jahrhundert zu erzählen. In Schulbüchern werden Jüdinnen und Juden erst als Verfolgte im Mittelalter dargestellt und dann als Opfer im Nationalsozialismus. Dass sie eine



„Zentrale Momente, in denen Geschichte lebendig wird“: Begegnungen mit Zeitzeugen wie etwa Max Mannheimer (1920–2016) haben in den letzten Jahrzehnten viele Jugendliche geprägt.

„Dieses Auseinanderbrechen der Gesellschaft zu erzählen finde ich unglaublich wichtig.“

Kerngruppe des deutschen Bürgertums im 19. Jahrhundert waren und es geprägt haben, fehlt völlig. Wenn man Jüdinnen und Juden rein als Opfer darstellt, kann man auch nicht klarmachen, dass sie ihre Ausgrenzung im Nationalsozialismus als großen Bruch erlebten, weil sie in ihrem Selbstverständnis Deutsche waren. Und dass jüdisches Leben zu Deutschland gehört – dass eine Vielfalt der Religionen, Kulturen und Herkünfte zu Deutschland gehört.

Zum Schluss: Was sollen wir denn nun aus der Vergangenheit lernen?

Das ist das Thema, mit dem wir uns im Dokuzentrum permanent beschäftigen: Können Menschen überhaupt aus der Vergangenheit lernen und wenn ja, was? Was wir auf jeden Fall lernen können ist, wie bestimmte gesellschaftliche Mechanismen ablaufen, was die Basis einer Demokratie sein kann und muss. Ich habe Geschichtsstudierende am Anfang ihres Studiums immer gefragt: „Was ist der andere Blick, den Historikerinnen und Historiker auf die Welt haben?“ Meine Antwort ist: Es ist die radikale Kontextualisierung und letztlich die Infragestellung aller Mechanismen. Es geht meines Erachtens darum, wirklich kluge Fragen zu stellen. Geschichte kann kein Blueprint

sein: Das hat sich in den 1920er Jahren so ereignet, also verhalten wir uns heute so. Geschichte kann auch keine Anleitung für gegenwärtiges Handeln sein. Aber Geschichte hat ein unglaubliches Potential dafür, dass wir die richtigen Fragen für unser zukünftiges Handeln stellen.

Fragen und Podcast: il

Dr. Mirjam Zadoff

leitet seit 2018 das NS-Dokumentationszentrum München. Für ihre Dissertation erhielt sie 2007 den Peregrinus-Preis der BADW. Die Historikerin lehrte von 2006 bis 2014 an der LMU München, 2014 wurde sie Associate Professor für Jüdische Studien und Geschichte an der Indiana University Bloomington. Seit 2020 ist sie Mitglied der BADW.

Das Gespräch fand am 18. Juni 2020 in München statt. Die ausführliche Fassung finden Sie als Podcast zum Nachhören in der BADW-Mediathek unter www.badw.de